

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 32 (1928-1929)
Heft: 18

Artikel: Das Heidehaus
Autor: Fischer, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Haus: First-Teufisberg. Fern aus der Tiefe windt der See herauf. Es ist heimatliches Ge- lände, das der Maler hier vor uns ausgebreitet hat.

Ernst Burkhard wurde 1887 in Richterswil geboren. Von 1904 an besuchte er die Zürcher Kunstgewerbeschule und empfing dort die ersten künstlerischen Wegleitung. Es schien damals noch, daß er sich ganz dem Figuren- und Porträzeichnen zuwende. Die weitere Ausbildung übernahm München. Mit 18 Jahren zog unser Maler an die kgl. bayerische Kunstakademie. Die berühmten Museen übten einen entscheidenden Einfluß auf ihn aus. Unter den großen Künstlern war es besonders Böcklin, dessen Werken der eifrige Schüler in der Schackgalerie nachging. Studienreisen in Deutschland mit längern Aufenthalten in Dresden, Berlin und Hamburg bereicherten die vielseitigen Anregungen, die München geboten.

Sezt glaubte der junge Maler ein deutliches Ziel vor sich zu sehen. Es war die religiöse Historienmalerei, die ihn fesselte. Notwendige Vorstudien waren schon gemacht. Kompositionen wurden erwogen. Aber die nüchterne Zeit war solchen Themen nicht gewogen. Es galt, eine andere Richtung einzuschlagen.

Die Freude an der Landschaft erwachte. Die ersten Studien auf heimatlichem Boden entstanden. Neue Anschauungen schürten die Lust,

sich dieser Aufgabe zu widmen. Ein paar Monate Tessin im Jahre 1918 bestärkten den Künstler im Entschluß, der Schönheit heimatlicher Gegenden sich zu verschreiben. Bald darauf wurden die ersten größern Zürichseebilder geschaffen. Seit 1920 beschickte Ernst Burkhard die Kunsthäuser der Schweiz mit kleinen und größern Werken. Schöne Erfolge sind ihm bereits beschieden gewesen. Neben der Arbeit des Malers verstummt auch nie die Musik. Der Freund des Cello war einmal drauf und dran, sich ganz in diesem Instrumente auszubilden. Zu diesem Zwecke besuchte er im Winter 1915 das Konservatorium in Genf.

Von entscheidender Bedeutung wurde der Aufenthalt hoch im bündnerischen Fliz, im Oberhalbstein. Zum ersten Mal weilte Ernst Burkhard im Jahre 1925 auf dieser Alp von bestrikender Größe. Von höchster Warte leuchten der Piz Platta, Piz d'Err und das Calderas hinauf auf die grünen Weiden. Hier oben entstanden die schönsten Bilder. Und immer neue aus dieser Gegend kamen hinzu, da auch die folgenden Sommeraufenthalte bis in den Herbst hinein in Fliz verlebt wurden.

Freuen wir uns dieses guten heimischen Künstlers und wünschen wir ihm auf seinen künftigen Lebensweg das Beste. Wir werden ihn und uns beglücken!

Nächtliche Berglandschaft.

Kauern Nornen, aus Dunkel gezeugt,
Tief auf die schlummernde Erde gebeugt,
Lauschen und lauschen dem Pulsschlag der Zeit,
Wächter am Tore der Ewigkeit.

Stille flutet unnennbar groß,
Welten bergend in ihrem Schoß.

Quellen raunen verborgen am Grund,
Rätsellaute aus Gottes Mund . . .

Rudolf Hägni.

Das Heidehaus.

Wanderskizze von R. Fischer.

Die Landstreicher (Kumpel) erzählen sich von der winterlichen Heide viel absonderliche und grausliche Geschichten. Sie laufen alle wie Wege in denselben Eingang: den Tod! Als ich noch im Hamburger-Hafen mit den Bitschfummeln (vagierende, herrenlose Seeleute) auf den Schleppern schlief, bezweifelte ich ihre schauerlichen Heide-Unekdoten; ich ahnte aber hinter ihnen einen andern, viel tieferen und verschwiegenden Grund.

Ich habe die Heide im Winter durchwandert

und weiß, wovor sich die Kumpel so tierhaft fürchten: Das ist die weiße, unsäglich monotonen Einsamkeit, die ewige Wiederholung von Fläche, verkümmertem Wald und einsamem Heidehaus, eingebettet in den unerträglichen, kristallklaren winterlichen Grundafford: den Schnee! Alleinsein: Namenlose Qual! Heide: Gefängnis der Unendlichkeit mit fliehenden Wänden, mit dunstigen Horizonten, die in sich selbst ertrinken. Du hast keinen Begleiter. Selbst dein Schatten ist gestaltlos geworden



Zwischen Altenbach und Sternen.

und gleitet als farbloser Schemen neben dir her. Und du hörst nichts als den schreienden Schnee unter deinen Füßen und das scheuernde Knistern deiner gefrorenen Kleider, und hinter dir her schleppt sich unsäglich mühsam die endlose Kette deiner eigenen Fußstapfen. Winterliche Heide: Monotonie von Schnee! Von körnig knirschendem, von zärtlich-weichem, von gelb-verdorbenem und hellem, flimmerndem Schnee. Oft kauert ein fächerförmiger Birkenbestand schlitternd in einem großen, aufgewehten Schneehaufen, oft macht eine abgeblasene Halde einen krummen Buckel, um sich vor dem rauhen Winde zu schützen, zumeist aber wellt und weht eine unendliche Fläche in den dunstigen Himmel.

Die Kumpel wissen das in ihrem sicheren Instinkt, und sie hüten sich davor wie vor der großen Gefahr: dem Hunger oder dem Tode! Weil ihnen aber die farblose Leere, das Grauen unerträglich wäre, bekleiden sie das furchtbare Nichts mit einem phantastischen Mantel von Todeslegenden.

Ernst Burkhart: Vorfrühling.

Das war nun der dritte Tag, daß ich die frierende Heide durchwanderte, und noch hatte ich nicht in einer bewohnten Behausung geschlafen. Mein Schlafsack war steif vor Kälte und überstandenen Strapazen und hing voller Halme und Staub und Fasern vom letzten Unterschlupf. Das Alleinsein hatte ich überstanden. Es machte mir verteufelt Spaß mit all und jedem Ding zu plaudern, das mir begegnete, und sei es nur ein rostrotes, zerbrochenes Sensenblatt, das schräg und komisch gehakt wie ein Schnabel in einem verwehten Gestrüpp steckte. Am meisten aber sprach ich mit mir selbst und mit meinen sieben Sachen.

Wieder brach der Abend mit derselben überraschenden Plötzlichkeit herein, wieder wurde der dämmernde Himmel eigentlich trüb und mischfarbig und blähte sich, wie eine zitternde Schweinsblase über der nachtenden Ebene. Ich stapfte unverdrossen fürbaß durch den knirschenden Schnee und überlegte, ob ich wohl noch eine Weile wandern sollte, um vielleicht doch irgend eine Hütte aufzustöbern, oder ob ich bei der

nächsten Baumkoppel Halt machen wollte, um bei einem kleinen Feuer mein karges Nachtmahl zu bereiten. Die kalte Schneeluft trieb und wehte in schweren Schwaden über den verflammteten Boden. Die Heide fror und dampfte schlitternd in die Dunkelheit... Bellt ein Hund, bellt, bellt wie verrückt und zerrt an einer Kette, die ich nicht sehe kann, deren Knirschen und Knacken aber mich beträchtlich beruhigt. Fenster blinken auf, ein scharfer Dachgiebel springt unversehens aus der Dunkelheit... ein Haus! Jemand wer schlurft unter die Tür. Eine grobe Stimme fragt verwundert in die Dunkelheit: „Nuu, was is los?“ Ich tauche in den Lichtstreifen der Fenster und bitte um Nachtlager. Der Bauer versteht mich nicht, denn der Hund bellt wie besessen und springt fortwährend gegen mich an. Die Kette reißt ihn brutal zurück. Schließlich heißt mich der Bauer hineinkommen. Seine ausgetretenen Holzpantinen schlurfen verdrossen vor mir her durch einen niedrigen Flur mit massiver Holzpfästerung und dunkelnden, bauchigen Wänden. Ein unerwartetes Knie, eine Türe und dicht daneben eine derbgezimmerte Leiter als Treppeaufgang.

Die ganze Familie sitzt in der Küche am Kamin. Die beiden Frauen haben sich eine Stabstelle mit einem großen Holzbecken herangerückt und erleben Erbsen. Ein schmächtiger, rostblonder Mann sitzt rittlings auf einem Holzpflocke und schnitzt an einem Gerät. Vor einer niedrigen Kammertüre hängt ein Korb an vier bunten Garbenseilen und ist in steter, leise schaukelnder Bewegung. Aus dem Korb dringt ein vergnügliches Schmaßen und Schlucken. Ein Kind.

Wie ich mit dem Alten hereinkomme, mustern mich zwei Frauen mit schnellen, misstrauischen Blicken, in denen versteckte Neugierde lauert. Der Alte heißt mich meine Sachen ablegen und schiebt mir mit dem Fuße eine Stabstelle zu.

Der Rostblonde streift mich mit einem eigen-tümlich toten, belanglosen Blicke, schnizt und beginnt leise zu pfeifen. Der Alte schraubt die große Petrollampe auf dem Tische etwas höher, setzt sich schwerfällig mir gegenüber auf die Bank und betrachtet mich mit aufgestützten Ellbogen eingehend und ungeniert. Er hat ein eckiges, verwittertes Gesicht mit kleinen tiefliegenden Augen. Ein buschiger Schnauz und struppiges Haar decken Stirne und Kinn. Seine Haut ist gelb und hart und zäh wie Leder.

Der Alte fragt mich umständlich, woher ich komme und wohin ich gehen wolle. „Von Hamburg in die Schweiz!“ „Wat, in die Schweiz willste?“ fragt mich der Alte ungläubig. Der Rostblonde horcht auf und grinst. Ich erkläre dem Alten, daß ich soweit ganz gerne wandere, daß ich aber auch kein Geld habe und darum zu Fuß in die Schweiz, meine Heimat, zurückkehren wolle. „Hm...“ der Alte kaut eine Weile, dann fragt er wieder: „Wat biste vons Ge-werb?“ „Ja, was war ich nur? „Maler“, sag' ich und lache. „Hm... so, so...“ schlechte Zeiten wat, für die Malerei. — Wat verdienste denn bei euch heroben in die Schweiz?“ Da überfällt mich der Kumpelteufel, die Flunkerei, und ich schwäze ihm alle blauen Wunder vor, die er hören will. Die beiden Frauen arbeiten fleißig weiter, als ob sie unsere Unterhaltung gar nicht hörten und keine Meinung hätten und kein Interesse, als ihre Arbeit: die Erbsen. Ein graues Gefüpp, wachsen die wirren Erbsenranken aus ihrem Schoß, klettern um ihre Knie und tasten sich tierhaft bis auf den dunklen Fliesenboden. Die derben Hände arbeiten gleichmäßig, dauerhaft, mit verblüffender Selbsttätigkeit. Die guten Erbsen füllen allmählich das große Holzbecken auf der Stabstelle, die geringen und wurmstichigen aber werden in den Futtertopf für die Schweine geworfen... Vor den beiden Frauen schaukelt in unbegreiflicher Rhythmisik der flache Wiegenkorb unablässig hin und her. Da bemerke ich erst eine Schnur, die vom Korb herabfällt und unter dem im Gleichtakt bewegten Rocksaume der alten Frau verschwindet. Nach einer Weile schrekt mich der Alte wieder aus meinen Be-trachtungen auf. „Biste hungrig, wat?“ „Ja, das war ich. Die junge Frau steht auf, wischt sich die Erbsenranken von der Schürze und langt aus der Kamin-Nische einen verrußten Henkeltopf. Sie leert mir einen tüchtigen Schuß Suppe in einen Napf und stellt mir den auf den Tisch, dann holt sie mir noch einen Holz-löffel und ein Stück Brot aus der Lade. Ich mache mich über meinen Napf her, löffle die Erbsensuppe, fische mir die famosen Speckbrocken heraus, kaue und schwäze fast gleichzeitig und bin verteufelt vergnügt. Die junge Frau be-obachtet mich aus den Augenwinkeln. Wie ich sie aber ansehe, schlägt sie die Augen nieder auf ihre Arbeit. Ich erzähle dem Alten von der Schweiz, dem Wunderlande, wo es so schön sei und die Leute so lieb, das Essen so gut und das



Ernst Burkhards: Firs-Teufisberg.

Logis so billig und wo sogar die Polizei zuvorkommend sei, ja wirklich überaus freundlich und wohlwollend. Der Alte schluckt meine Flunkereien so rasch und vergnüglich wie ich seine Erbsuppe. Er ist sehr neugierig, will all und jedes wissen, und ich gebe ihm Auskunft... so viel er will. Endlich horchen sogar die beiden Frauen auf, und die Alte fragt mich von Zeit zu Zeit ein Stück. Da nehme ich mich dann immer gewaltig zusammen. Der Rostblonde aber hört so halbwegs hin, schnürt und grinst gernschäzig. Mein Napf ist ausgelößelt. Der Alte stellt ihn weg und ich zeige ihm meine sieben Sachen, zuletzt sogar meine Malschachtel und mein Zeichenbuch. An dem hat er am meisten Spaß. Ich habe in Hamburg viel gezeichnet, im Hafen und in St. Pauli. Die Pitschkummeis habe ich porträtiert und den versoffenen Wirt aus dem „Groten Pott“. Die Schlepper habe ich abgezeichnet und die großen Schiffe und die alten Häuser und Speicher und Pinten am Hafen. All das ist lustig gekritzelt und bunt bemalt. Der Alte hat eine unsinnige Freude an meinen krummen Karrifikaturen und harmlosen Kritzeleien. Ein paar Häuser kennt

er, die ich gezeichnet habe und den Wirt, den dicken Albert aus dem „Groten Pott“ am Hafen kennt er auch, denn er ist früher Steuermann gewesen. So macht ihm all das verteufelt Spaß, er taut auf und erzählt mir allerlei alte Geschichten aus der Hafengegend. Zuletzt kommt eine Heidelandschaft, mit der typischen Baumkoppel, einer alten, eingeschneiten Karre und einem schweren, grauen Himmel darüber, den ich liebevoll hinschraffiert und gewischt habe. „Nee, kief mal an, Anne, s' Heidenmoos had er abgemalt“. Der Alte steht auf und bringt seiner Frau mein Skizzenbuch. Die hält es vorsichtig, etwas ungeschickt und weiß nicht so recht, was sie mit dem Ding anfangen soll. Der Alte rückt sich eine Stabelle heran, beugt sich über sie und findet immer wieder was Neues in seinem Heidenmoos. Seine Karre kennt er, die er hat stehen lassen, weil sie ganz mürbisch gewesen sei, und den frischen Baumstumpf kennt er, wo er im vorigen Jahr den großen Baum gefällt hat, weil er Bretter gebraucht hat für den Schafstall. Dann blättert er weiter nach vorn und erklärt der alten Frau meine Hafenzeichnungen. Indessen habe ich mich an den Wiegenkorb her-

angemacht, der jetzt stille steht, da die Alte mein Zeichenbuch ansieht. Aber ich kann nicht recht hineinsehen, der Korb hängt zu hoch. Die junge Frau steht auf und bastelt etwas am Kaminrand. Der Korb senkt sich langsam und lautlos wie ein Lift. Ich bin verblüfft, schaue hinauf und sehe an der dunklen Decke eine kunstvolle Einrichtung aus Fadenspulen, Holzflözchen und Schnüren. Bauerntechnik!

Die junge Frau lacht über meine Verwunderung. „Det had dr Schöseph gebastelt“ und weist schrägüber auf den Rostblonden. Der zieht sein Messer sorgfältig auf einem Steine ab und knurrt etwas, das nicht sehr liebenswürdig klingt. Der Kleine im Korb hat eine fürchterliche Runzelstirne. Auf dem sonst fahlen Köpfchen kleben unsäglich läglisch ein paar spärliche, schwärzliche Härchen. Er hat sich zusammengefugelt wie ein kleines Tier und schläft mit angezogenen Beinchen und kleinen, geballten Fäusten, die er hart an die überhitzen Backen preßt. Er sieht furchtbar komisch aus, ein Bündel geballter Trost und kindischer Zorn. „Wie alt ist er?“ frage ich leise. „Drei Monet...“ „Was hat er für Augen?...“ „Blaue...“ Ich schaue ihr ins Gesicht, sie hat große, tiefblaue Augen. „Wie Eure?“ — „Nee, heller... die von Vadern!“

„Nu, weste Voore, mid den Kerl kannste nich dicke dun, Maler is er gewes'n akurat wie der, s' Maulwerk had er ghabt und malen had er konnt, dein Konterfei had er gemalt un sein eigenes, n' kleinen Moritz da in Korb. Aber wech is er dann nach Amerika, dr fein Herr, dat war 'n Fressen.“ „Schöseph!“ — Rasch steht die Alte auf und haut dem Rostblonden eine gewaltige Ohrfeige runter, daß mir wind und weh wird nur vom Zusehen. Zugleich aber springt die Schnur an, der Korb kippt, und ich habe gerade noch Zeit den Kleinen aufzufangen, der fürchterlich brüllt, vor Wut so brutal geweckt zu sein, vor Schreck über den Fall und vor Angst über das fremde Gesicht, das er nun so furchtbar nah über sich sieht. Die junge Frau nimmt mir den Kleinen aus den Armen, wiegt ihn beschwichtigend hin und her und redet ihm zu: „Nu, nu, Moritzsche s' is gud, s' is gud.“

Endeß ist der Alte aufgestanden, breit und bedrohlich wie ein Gewitter und geht langsam auf den Rostblonden zu. Der steht gebückt und trotzig wie ein Röter, der noch unschlüssig ist, ob er losfahren und beißen will, oder ob er sich nicht flüglicher zurückziehen soll. Der Alte geht dicht an ihn heran und sagt nichts weiter

als: „Raus!“ Und er sagt es nicht einmal sehr laut, aber mit jener eigentümlichen Betonung, die keinen Widerspruch erlaubt. Und der Rostblonde gehorcht. Er rafft sein Schnitzgerät zusammen, schiebt es in die Rocktasche und geht hinaus. Man hört das Knarren der Leiter, das Kreischen einer Falltür, schwere Schritte dicht über der Decke, ein Schieben und Rucken, dann wird es still.

Eine seltsame Verlegenheit ist zwischen uns gefallen, eine keusche Scheu, die die Augen senkt und die Hände nach einer Tätigkeit suchen läßt. Ich habe mich zur alten Frau gesetzt, um ihr bei den Erbsen zu helfen. Sie schiebt mir die Staffelei mit dem Holzbecken zu und gibt mir kurze, halblaute Weisungen. Die junge Frau steht dicht vor dem Kamin, sie wiegt den Kleinen sachte hin und her und starrt ins Feuer. Der Alte aber hat sich seine Zitter hervorgeholt und beginnt sie in rührender, umständlicher Sorgfalt zu stimmen. Seine derben, knochigen Finger laufen unglaublich schnell, in verblüffender Sicherheit die Saiten hinauf und hinab, verfolgen sich in schwirrenden Läufen, überholen und kreuzen sich in zitternden Tremolos, sind unfasslich, fremd und eigenmächtig wie kleine Tiere. Und die Zitter dröhnt. Sie schüttert in schweren Bäßen und herben Akkorden, die mich umbränden wie ein zorniger Wald. Ich habe nicht gewußt, daß eine Zitter singen kann, so singen kann: stark, tief, unmittelbar.

Mitten hinein in das Rauschen der Zitter fällt auf einmal ein jämmerliches Heulen, ein unsäglich läglisches Betteln und Jammern, verhalten und stoßweise, das sich allmählich zum tobenden Kreischen steigert. Dann schrillt etwas, eine Kette klirrt und schleift, hastige Pfoten tappen durch den Gang, die Tür wird aufgestoßen, und herein trollt sich ein nasses, zottiges Ungetüm: Röber, der Hund.

Mitten in der Küche bleibt er stehen, blinzelt etwas unsicher zum Alten hinüber, dann aber macht er sich an die Bäuerin heran, stößt seine feuchte Schnauze grüßend an ihrer Schürze herum, wittert leichthin zu mir und legt sich endlich zu ihren Füßen.

„Röber, kum her!“ Der Alte ruft. Röber dreht den Kopf ein klein wenig, hebt das eine seiner langen, strähnigen Ohren, schiebt darunter weg zum Alten hinüber, wedelt entschuldigend und bleibt. „Willst kume!“ Das gilt. Röber steht auf und trollt sich mit verlegener Schnauze zum Alten. Der gibt ihm einen klei-

nen Klapps, löst die zerrissene Kette und krault ihm das gelbe, struppige Fell. „Loore, hast noch e bissche Supp für de Kober?“ Die junge Frau hettet den Kleinen in den Korb, holt einen Blechnapf vom Brett, gießt Suppe nach und stellt ihn auf den Boden, dann geht sie mit ruhigen Schritten quer durch die Küche und schließt die Tür. Kober aber macht sich über die Suppe, schielst misstrauisch zu mir hinüber, wittert, lappt und knurrt mich an.

Am späten Abend, da die Erbsen erlesen sind, das Gestrüpp verbrannt und der Boden gewischt, sitzen wir alle am Tisch um die Lampe herum und trinken schwarzen Kaffee. Der Alte hat ein Spielbrett vor mich gehoben, und so spiele ich Neunmal, trinke Kaffee und schwatze, was mir eben einfällt und Spaß und Vergnügen macht. Zwischendurch erfahre ich dann auch die Geschichte von der Loore, die ich eigentlich schon weiß und die so einfach, groß und rührend ist wie alle ähnlichen Geschichten. Die Loore zeigt mir sogar das Porträt, das der große Moritz von ihr gemalt hat. Es ist etwas steif, aber sehr fleißig und liebevoll gemalt; es gefällt mir wohl, und die Loore freut sich sichtlich, daß es mir gefällt, und daß ich auch glaube, daß der Moritz was gekonnt hat. Dann spannt mich der Alte wieder ins Spiel, und ich verliere Partie um Partie, denn Bauernwitz ist ordentlich schlauer und zäher als Landstreicher-Mut und -Raison. Die letzte Partie aber wird gewöhnlich lang, schwierig und hartnäckig, sogar die beiden Frauen nehmen Anteil am Spiel, und zwar hilft die Bäuerin tüchtig dem Alten. Die Loore aber steht auf meiner Seite. Sie sitzt dicht bei mir, ist sehr eifrig und aufgereggt und nimmt schließlich in ihrer fiebrigen Schadenfreude, die beiden Alten hineinzuleimen, die Steine, das Spiel und mich in Beschlag, unmerklich und widerstandslos. Und sie spielt gut, denn sie kennt die Alten und ihre Schliche wohl und weiß darauf zu antworten mit verwegenen Bügen. Sie spielt so gut, daß ich nichts mehr zu tun habe als die Steine so zu setzen, wie sie es sagt und haben will. Und der Erfolg schlägt ein, denn die beiden Alten kommen in harte Bedrängnis. Mir aber wird bei dem sieghaften Spiele recht elend zu Mut. Diese junge, tapfere Frau mit dem klugen Kopf und dem starken Willen fällt in mein Blut wie brennendes Schießsal. Ich sehe nichts mehr und höre nichts mehr.

„He Schweizer, was is, werd der schlecht?“

Der Alte beugt sich über das Spiel und fragt mich mitten ins Gesicht. „Du heiliger Amandäus, ganz gelblich ist er, und zittern tuß er wie e Läuble,“ jammert die Bäuerin. Da schaut mich die Loore an, einen Augenblick nur, dann senkt sie die Augen und meint schroff: „Wird halt en Wacholdertee nötig habe!“ — Wie ich mich schäme! Ich fühle förmlich, daß ich puterrot werde, und um meiner roten Scham und zappelnden Verlegenheit die Krone aufzusetzen, stottere ich etwas von einem gewaltigen Marsch, von Schnee und Müdigkeit. „Willst en Tee habe?“ fragt mich der Alte freundlich, und da ich energisch den Kopf schüttle, meint er gutmütig: „Na, gehst halt schlafen!“ Nun wird beraten, wo ich schlafen soll. In der Küche, meinen die Alten, im Schaffstall, bestimmt die Loore; und damit bin ich einverstanden. Ich mache mich daran, meine sieben Sachen einzupacken. „Laß das nur,“ meint die Loore. „Kannst dein Sack am Morge hole!“ Dann ruft sie dem Hund: „Kum Kober, kum her!“ Der hat sich am Kamin zusammengerollt und schläft. Er schrekt auf, streckt sich, gähnt und trotzt der Loore nach, die schon draußen im Gange steht. Ich wünsche den beiden Alten noch eine recht gute Nacht und mache mich sachte hinterher.

Der Schaffstall ist hinter dem Hause. Da hat der Alte geschickt das Dach verlängert, und aus den Brettern vom großen Baum im Heidemoos hat er ein paar solide Wände gezimmert. Der improvisierte Anbau ist etwas ungefüg, aber stark und dicht und versieht seinen Zweck aufs Beste.

Sogar ein Schiebefenster haben sie eingesetzt, und an der Türe, die von einem schweren Stein gewicht von selbst geschlossen wird, erkenne ich Schosephs technisches Genie. Die Loore hat indessen die Stall-Laterne angezündet und an einem Querbalken über den Hürden aufgehängt. Aus einem Verschlage holt sie mir zwei Bündel Stroh, macht mir in einer Ecke ein Nest zurecht, breitet eine alte Pferdedecke darüber und fragt mich: „Wirst net friere?“ Ich schüttle den Kopf. „Wend frierst, holst der im Gatter no e Bündele Stroh, dann kannst au e bissle under Türe stopfe, daß der Wind net rei zieht, und wenn i raus bi und di schlafe legst, machst s' Licht aus in der Latern.“ Ich nicke nur. Sie nimmt noch einen Wisch Stroh unter den Arm, faszt den Kober am Fell und will zur Türe. Da halte ich sie an der Hand zurück und stottere unsinnige Entschuldigungen. Die Loore läßt

den Röber fahren, hebt mir das Kinn hoch, schaut mir scharf in die Augen und sagt mir etwas, das ich seither nie vergessen habe: „Hör, Schweizer, mehr Kourage mußt habe!“ Dann geht sie hinaus, und der Röber winselt, stößt und zwängt sich durch die Tür und läuft ihr nach. Ich aber stehe eine schöne Weile mitten im Stall und starre verdutzt die Tür an, und da ich mich endlich ans Fensterchen mache, um ihr nachzusehen, ist nichts mehr draußen als Nacht und Schnee und dicht vor der Türe eine starke Spur von frischen Fußstapfen. Dann bin ich recht brav und folgsam, hole mir Stroh aus dem Gatter, stopfe die Türfugen aus, lösche sorgsam das Licht in der Lüterne und krieche in mein Nest. Aber ich kann nicht einschlafen. Der ganze Abend rollt an mir vorüber, spürhaft und phantastisch präzise. Ich suche die Zusammenhänge, die hinter den Menschen und Geschehnissen liegen, innerste Ursachen, aus denen das verworrene Gewächs der Leidenschaften wuchert und finde eigenümliche Erklärungen. Da ist vor allem der Rostblonde, der mich beschäftigt, seine unheimliche, verhockte Kraft, sein Erfindungsgeist und sein verrückter Haß auf die Voore und den kleinen Moritz. Und worüber ich den ganzen Abend vergebens gegrübelt habe, das fällt mir nun unversehens im Dämmer des Halbschlafes zu, wo die Gedanken nackt sind, durchsichtig und hell wie Glas: Er hat sie geliebt, er liebt sie mit einer unfinnigen, brennenden Kraft, wie nur ein Mann ein Weib lieben kann. Ja, er liebte sie, aber... sie mochte ihn nicht. Und dann kam da irgend einer, ein Maler, ein Vagant und Landstreicher, der das Leben leicht nahm, der frisch und stark war und vor allem lachen konnte, kam, nahm ihm die Voore und ging wieder weg. Und die Voore liebte den Kerl trotz alledem, verteidigte ihn und ihr Kind..., war stark und mutig und hatte recht. Wie er das Kind hassen mußte, das seinem Vater glich! Die Alten aber, die hatten den großen Moritz lieb gehabt und große Stücke auf ihn gehalten, und ich glaube, sie hofften heute noch, daß er einst aus Amerika zurückkommen würde als gemachter Mann und dann, ja dann, wird er die Voore heiraten!

Der Rostblonde? das Stieffind, das düstere Genie, das nicht lachen kann. Und die Voore? Ach, die war jung und stark und schön und mutig. Ganz sachte träume ich mich in die Rolle des großen Moritz, des Malers, hinein. Ich würde nicht nach Amerika gehen. Ich würde

in der Heide bleiben, bei den Alten und bei der Voore, meiner Frau. Und ich würde hart arbeiten für den kleinen Moritz, arbeiten auf der Heide und im Haus, und die Heide würde uns alle ernähren. Zwischenhinein aber würde ich malen, würde berühmt und bekäme viel Geld in mein Heidehaus. Ich würde aber in der Heide bleiben, die stark macht und herb und würde für all mein Geld nur Vieh kaufen und Gerätschaften und für die beiden Alten das kleine Haus hinter dem Heidenmoos. Nach und nach gaukeln aber doch Amerikabilder in meine Wunschträume hinein, mischen und mengen sich, laufen unheimlich schnell und lautlos an mir vorüber, kommen immer näher und schwirren immer schneller, bis mir schwindlig wird und ich in einer großen Bewußtlosigkeit ertrinke. Ob ich wohl Besuch gehabt habe in dieser Nacht? Mein Hirn erinnert sich zwar der Geschehnisse nicht. Meine Augen aber wissen von einem Bild; eine dunkle, drohende Masse mit scharfer, lichtberandeter Rückenlinie und bössartigen Augen mit einem eigentlich toten erloschenen Blick. Mein Ohr entsinnt sich schlurfender Schritte und des mürrischen Knarrens einer verschlafenen Tür. Dann fällt mein Erinnern in einen sichern traumlosen Schlaf. Die Weichheit der ersten Morgendämmerung, die das Bewußtsein im Hesldunkel traumhafter Wachheit wiegt. Licht liegt auf meinem Gesicht und weckt meine Sinne. Durch das feine Gitterwerk geschlossener Wimpern zittert der Umriss einer vorgebeugten Gestalt. Voore?

Wie schlau mich der Morgen geweckt hat, durch einen winzigen Lichtstab, den er fein und beharrlich durch ein Aßloch auf mein rechtes Auge stößt, bis sein Schmerzen mich weckt. Ich blinze vergnüglich in das weiche Weben des Morgenlichtes, halte mit den Dingen meine Zwiesprachen, bin sattsam faul und laß es mir wohl sein, bis mich mein Magen ärgerlich mahnt.

Das Nest hat mich übel zugerichtet. Ich klaube das Stroh und die Spreu und die Fasern aus Rock und Hosen, flopse und bürste den rauhen Stoff und gebe mir alle erdenkliche Mühe, das Kleid sauber zu friegen. Zuletzt aber wird mir die Sache zu dummkopfisch, ich schütte das Stroh auf, lege die Pferdedecke zusammen und trolle mich hinaus in den herben Morgen. Vor der Türe aber fährt mir etwas gelbes, derbes zwischen die Beine und legt mich die Länge nach in den tiefen Schnee. Ich preße die Beine zusammen, aber das kräzt und knurrt

und zappelt und zerrt, windet sich los und macht sich davon. Und wie ich mich endlich aufgerappelt habe und die Nase verwundert über die Schneemauer stecke, da sehe ich eben noch einen gelben Hinterteil im Karree um die untere Hausecke sausen. Röber! — Nanu!

Durch das Schneebad bin ich ordentlich wach und frisch geworden, und so mache ich mich vergnüglich pfeifend und bei vorzüglichster Laune in die Küche zum Morgenkaffee. Aber die Küche ist leer, und wie ich auch rumore, um mich bemerkbar zu machen, niemand kommt hinunter. Mein Rucksack steht breit und wohlverschnürt auf dem Tisch und ist seltsam dick und schwer geworden. Da haben mir die Alten Speck und Brot und Äpfel hineingepackt, einen ordentlichen Proviant, der ein schönes Stück reichen mag. Ich warte eine Weile. Da aber niemand kommt, suche ich mein Skizzenbuch hervor, reiße die leeren Seiten heraus bis auf die letzte, worauf ich ein paar Worte zum Dank und Abschied schreibe. Dann schnalle ich mir den Rucksack

auf den Buckel und wandere lustig in den frischen Tag hinein. Eine gute Viertelstunde vom Hause weg sehe ich Leute schaffen, weit draußen bei einer Baumkoppel. Ein rotes Halstuch flackert auf, eine Mütze wird geschwenkt, und ein heller Ruf läuft über den Schnee. Dann löst sich eine dunkle Form und fegt wie ein gelber Blitz über die Fläche, stürzt auf mich zu, springt an mir hinauf, begrüßt mich schnuppernd und bellend. Röber, der Hund. Aber wie ich ihn streicheln will, ist er schon wieder weg und läuft draußen auf die Baumkoppel zu, von der jetzt scharfe Axtschläge herüberwehen. So wandere ich denn fürbaß und suche mir irgend etwas, mit dem ich meine gute Laune beim Wandern beschäftigen kann. Da läuft mir unversehens ein Häslein über den Weg, und plötzlich springt mich eine Erinnerung an, daß ich rot werde, putterrot und lache wie ein Teufel. Und so, im Lachen und Laufen improvisiere ich mir ein unsinniges Lied, zu dem ich eine noch unsinnigere Melodie erfinde.

Abseits.

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durch's Gesträuch
In ihren goldenen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen,
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Verchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Käfner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnikt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuh, der entfernen.
Dem Alten fällt die Wimper zu;
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Theodor Storm.

Fanny, die Eselin.

Eine Begegnung. Von Max Hayek.

Die Menschen haben vom Esel eine sehr schlechte Meinung. Rämtlich die Stadtmenschen. Diese bringen das Hauptwort „Esel“ gerne mit dem Eigenschaftswort „dumm“ in Zusammenhang und sind jederzeit geneigt, irgend ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, das sich, wenn auch nicht durch lange Ohren, so doch durch eine „lange Leitung“ auszeichnet, dem altehrwürdigen Geschlecht der Esel zuzuzählen. Nun zeigt sich aber, daß der Esel — asinus gar nicht so dumm ist, wie die Stadtmenschen glau-

ben, ja, es ist erwiesen, daß er manches Exemplar des homo sapiens an Intelligenz übertrifft. Der Esel weiß zum Beispiel genau, was er fressen soll und was nicht. Wie wenige Menschen wissen über das Problem ihrer Ernährung so genau Bescheid! Der Esel weiß, was ihm gut tut und was ihm schlecht tut. Wie viele Menschen gibt es, die das nicht wissen! Der Esel ist genügsam, bescheiden, anspruchslos, pflichttreu, fleißig und demütig — lauter Tugenden, die unter Menschen selten sind. „Der zahme Esel